Zeitschrift: St. Galler Schreibmappe
Band: 24 (1921)

Artikel: Vier Legenden aus dem Zyklus "Brücken und Tore"
Autor: Frischknecht-Schreiber, Irma
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-948064

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

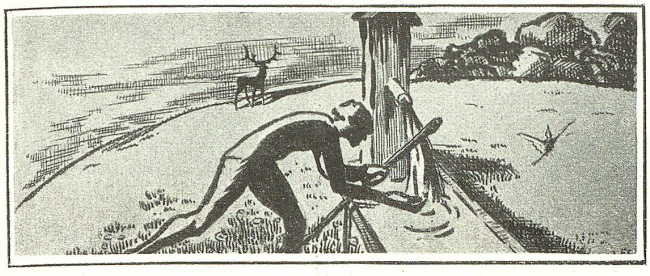
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vier Legenden aus dem Zyklus „Brücken und Tore“

von Irma Frischknecht-Schreiber. (Mit Kopfleisten der Verfasserin.)



Die Quelle des Lebens.

Ein junger Mensch hörte von der Quelle des Lebens reden im Kreise der Frauen und Männer, die ihm an Reife der Jahre voraus waren.

Sie redeten lange und weise von den Wassern des Heils, von denen Keiner unter ihnen jedoch getrunken hatte, denn sie wüßten nicht, wo sie zu finden seien. Immerhin sprachen sie so klug, als hätten sie den Trunk auch nimmer notwendig gehabt und der horchende Jüngling vernahm aus ihrem Munde, daß die Quelle des Lebens die Kraft besitze, den Menschen Klarheit zu schaffen über alle Dinge der Erde, daß sie imstande sein würden die ewige Wahrheit zu erkennen wie der größten Propheten einer. Dadurch würden sie erst beginnen wahrhaft zu leben in einem tiefen, reinen Sinne und dadurch müßte jedes Ungemach ferne von ihnen bleiben.

Der Jüngling hatte nur den einen Wunsch und Gedanken mehr: die Quelle des Lebens zu finden und den Trunk aus ihr zu tun.

Er ging und forschte nach der Verborgenen und kam an keinem klaren Wasser vorüber und keinem Brunnen, ohne zu fragen und zu prüfen, denn er wollte nichts versäumen. Doch keine Quelle und kein Brunnen ward ihm als völlig rein und gut gerühmt. Ein alter Mann, dem der Jüngling klagte, daß er nicht die erlösende Quelle finden könne, zuckte die Achseln und sprach: „Oh fremder, junger Mann, suche nicht weiter, denn was du suchest ist nirgends auf der Erde Rund, man hat dich belogen.“

Ein Mägdlein, das an einem Brunnen Wasser schöpfte, lachte ihn aus und sprach: „Oh, Fremdling, eine Quelle ist so gut wie die andere, laß ab von deinem törichten Suchen und bleibe hier, da ist es am schönsten.“

Eine Frau, die ein Kind an der Brust hatte, lächelte und sprach „Es gibt nur eine Quelle des Lebens, die gute, warme der Mutterbrust ist's, was später kommt, ist nimmer lebensspendend und unverfälscht wie sie.“

Doch der Jüngling glaubte keinem der Dreien und ging weiter mit großen Schritten als hätte er Eile.

Das Land ward immer unwirtlicher und schließlich nahm ihn eine große Einöde auf, wo der Sand unter seinen Sohlen glühte von der Hitze des Tages. Und als der Jüngling einen großen Durst verspürte, sah er sich vergeblich nach Wasser um. Nirgends entdeckte er irgend eine Quelle noch Brunnen und bekümmert legte er sich schlafen. Der Morgen war schon ohne Frische, denn dies Land wurde von der Sonne Glut gänzlich versengt. Matt und ohne Willen verbrachte der Jüngling den ersten Tag auf demselben Flecken Erde. Doch gegen Abend kam eine Karawane bestehend aus Männern und allerlei Tieren ihrer Herde an denselben Ort. Sie fingen an mit Hilfe des Jünglings nach Wasser zu graben; ein paar Rasenbüschel wiesen darauf hin, daß versteckte Feuchtigkeit vorhanden sei. Stunden um Stunden gruben und suchten sie und endlich lag etwas Wasser frei. Es war nicht rein und klar und auch nicht frisch. Doch sie tranken alle davon, denn ihre Gaumen waren ausgetrocknet und dankbar für jeden Tropfen Naß.

Der Jüngling war mutlos und sann darüber nach, welches wohl der eigentliche Sinn des Lebens sei, denn er fing an zu zweifeln an der Wahrheit der Quelle des Lebens, die er nicht finden konnte. Und er entschloß sich heimzukehren.

Er kam an den Ort, da der alte Mann und das Mägdlein daheim waren und dort, wo die Frau ihr Kind an der Brust genährt hatte. Das Mägdlein schöpfte eben Wasser am Brunnen und da den Jüngling dürstete, gab es ihm aus seinem Kruge zu trinken. Es lächelte ihn freundlich an, denn es erkannte wohl den jungen Menschen wieder. Und mit einemmal schien es ihm, als hätte er noch nie klareres und reineres Wasser getrunken, das so belebend und erfrischend auf seine Müdigkeit und Seele gewirkt.

„Mein Mädchen,“ sprach der Jüngling, „du hattest nicht recht, es ist nicht eine Quelle wie die andere — diese ist wie die Quelle des Lebens, so lauter und gut, und du bist nicht wie alle andern Mädchen, ich weiß nicht, macht es der Trunk deines Wassers, der mir die Kraft gibt zu erkennen, daß du schön und gütig bist wie die Wahrheit.“

Und als der Jüngling den alten Mann von weitem herankommen sah, rief er ihm zu: „Ich bin nicht belogen worden, denn ich habe die Quelle des Lebens endlich doch gefunden!“

Und die Frau mit dem Kinde kam und lächelte wieder indem sie sprach: „Nun hast du den Ursprung aller Quellen gefunden und die ich dir pries, ist aber die tiefste und die beste. Aus ihr holen wir die Spannkraft und allen Willen zur Gesundung unseres Seins. —

Nun du sie kennst, deine Quelle des Lebens, weißt du es auch: Sie ist die Liebe, für die jede Quelle, jeder Brunnen und jeder See ein tiefes Meer der Seligkeit bedeutet, denn sie selbst schöpft daraus mit lebendigmachenden Händen!“

Mit-Leiden.

Es lebte eine Frau in der Leere ihrer Tage wunschlos dahin und andere taten für sie das Mühevolle und Notwendige zu ihrer Bequemlichkeit. Ihre Mutter hatte sie einstmals gelehrt, als sie noch Kind war, einem gütigen Gott für seine Gaben zu danken. Und nun war sie geworden wie die Selbstgerechten, die da sagen: Danke ich nicht morgens und abends für alles, was ich genieße und besitze? — Und sie war zufrieden mit sich und der Welt.

Einmal ward die Frau krank und ihr Leiden zog sich in die Länge, da die Fieber nicht weichen wollten. Eine Pflegerin in der Tracht der grauen Schwestern überwachte ihre Tage und Nächte.

„Wir müssen demütig und klein werden,“ sprach die Schwester mit ihrer klaren Stimme in die Stille hinein, als die Frau frug, womit sie denn die Strafe eines langen Krankenlagers verdient hätte.

„Ich gebe den Armen, ich gehe zur Kirche und ich verzeihe allen gerne, die mich kränken,“ wiederholte immer wieder im selben Tone die Kranke.

Endlich genaß sie und die Schwester war entlassen. Doch von nun an klang deren Stimme wie ein tiefer Glockenton in den Ohren der Frau, und selbst in deren Träumen, daß sie aufschreckte. Demütig! Demütig! sang er, und wenn die Frau auf der Straße ging, schaute sie sich die Menschen an, ob sie demütig einhergingen, und wie die Demut aussähe, wenn sie auf den Gesichtern geschrieben steht. Sie sah sich die Kecken an und war erstaunt, Dinge zu sehen, die neu für sie waren, worüber sie sich ein ganz klein wenig schämte. Wie viele

seltsam stille Gesichter gab es doch, und wie viele bekümmerte, und wie manches finstere darunter — und wie wenig wahrhaft strahlende!

Und einmal sah sie Eines, das war so, daß sie ganz jäh erschüttert ward bis in die Tiefen ihrer erwachenden Seele hinein. Es war erloschen und hoffnungslos, und noch so jung! Die Augen sahen nicht und die Hände tasteten den Mauern entlang mit Zittern und Zagen, Beben und Mißtrauen. Eine heiße Welle floß zum Herzen der Frau, daß sie mit ihren kräftigen, wohlgepflegten, freien Händen nach denen des jungen Blinden griff, und daß ihre Stimme neu und weich klang: „Komm, ich führe dich!"

Und sie führte ihn überall dahin, wo es schön und sonnig war, und wo sie selbst erst erkannte, wie herrlich alles war.

Es war so wunderlich, wie das Mit-Leiden ihre Zunge löste. Sie beschrieb dem Blinden die Bäume und die Wolken, die Blumen und die Gräser, und ließ Blätter und Wiesenblumen in seine Hände gleiten, die der Blinde ausgestreckt hielt, ihr entgegen, wie ein Kind tut, und die sie füllen konnte mit was sie wollte, immer war es Freude, die sie gab.

Immer umgab ihn ihre Mütterlichkeit wie die Sonne, die ihn wärmte, immer war sie um ihn, bildete seinen Geist, las ihm vor, und lehrte ihn die Schrift der Blinden entziffern.

Oh, es war schön, mit zu leiden für sie, die immer nur selbstisch einem neuem Morgen entgegengeschlafen hatte!

Bis anhin war der Blinde wie ein folgsam Kind unter dem Schutz der Frau, und sich kräftigend an Körper und Seele, in ihrer Nähe glücklich gewesen. Aber auch für ihn, den Blinden, wurde ihre frauliche Nähe ein Neues und Belebendes. Er begann zu träumen und sich ein Bild von ihr zu machen. Die Weiche und Kühle ihrer Hände kannte er so genau wie das Rauschen ihres Gewandes und den Schritt ihrer Füße. Als er aber begann nach einer Zärtlichkeit zu dürsten und zu hungern und wie ein eigensinnig Kind an ihrem Kleid bettelnd hing — da stieß sie ihn von sich und sah nur noch den Mann in ihm, empört darüber, daß er ihr Mit-Leiden mißverstanden hatte. Sie entfernte ihn ganz aus ihrer Nähe.

Und doch! — nun er ferne von ihr litt, inmitten fremder Leidensgenossen, war er wieder für sie der Ärmste der Armen und sie begriff nicht ihre Härte und Erbarmungslosigkeit.

Wie viel Tiefe und Fülle hatte auch sie ihm zu danken. Und sollte sie wieder beginnen ihr altes Dasein ohne Zweck?

Hätte sie nicht, gütig und nachsichtig versuchen sollen, diese Liebe in andere Bahnen zu lenken, ganz leise und allmählich, anstatt sie von sich zu stoßen mit der Heftigkeit des Abscheu's? War sie nun nicht viel mehr schuldig geworden durch ihre Härte — schuldiger, als wenn sie sich hätte hinreißen lassen, Zärtlichkeit zu schenken?

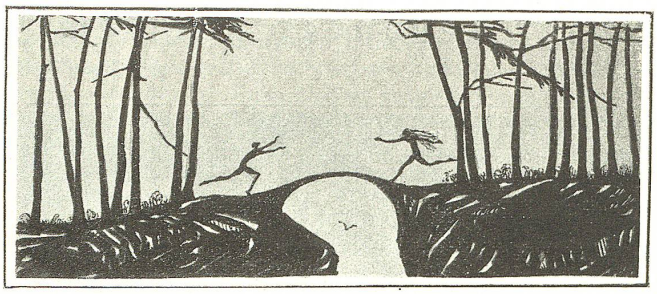
Konnte denn ein Mensch zu viel Liebe geben? Hatte sie ihn denn aus der Lieblosigkeit einer dunklen Welt gerissen, um ihn von neuem hineinzustoßen? War es nicht vor allem geschehen aus Furcht vor dem üblen Gerede der Nachbarn?

Und sie hatte einen seltsamen Traum, als sie die Selbstvorwürfe Stunden lang wachgehalten in der Nacht und ihrer beängstigenden Schweigsamkeit.

Sie sah sich selbst als eine Blinde und tastete sich einsam durch die Dunkelheit der Gassen. Jeder Vorübergehende aber spottete ihrer und schrie es dem Andern zu: „Das ist sie, die Mit-Leidende, die Erhabene, die Tugendsame! Nun ist sie blind und taub geworden, von all dem Mit-Leiden und Erhabensein, und spielt die Demütige nun, zu niemands Nutzen und Freude."

Die einsame Frau erwachte und tat einen tiefen Seufzer, darinnen noch der letzte Rest von Hochmut lag und machte einen festen Strich unter alles Gewesene. Und dann demütigte sie sich vor sich selbst, indem sie bekannte: „Dein Mit-Leiden war nur Dank-ernten-wollen, dein Mit-Leiden war Flucht aus dem Einsam-sein-müssen, dein Mitleiden war Erhaben-sein-wollen — und deine Härte war Selbstbewunderung! — Und sehend bin ich geworden durch einen Blinden. Hier bei mir ist sein Platz und wer liebet, der soll mutig lieben und wer schenket, der soll ganz schenken."

Und sie demütigte sich ganz, auch vor den Nachbarn und Allen, und führte den Blinden selbst an der Hand in ihr Haus zurück.



Die Liebenden.

Ein Mann und ein Weib sahen sich tagtäglich von weitem, denn es trennte sie eine abgrundtiefe Kluft, über die keine Brücke führte. Und sie waren zueinander in glühender Leidenschaft entbrannt, so daß sie zueinander strebten, allen Hindernissen zum Trotze. Ihr einziger Wunsch und Gedanke bei Tag und bei Nacht war die Brücke, die jene gähnende Tiefe überwölben möchte, daß sie zueinander gelangen könnten.

Das Weib hörte von einer Zauberin, die imstande sein würde, eine Brücke hinüber zu bauen. Keinen andern Lohn begehrte sie dafür, als ein kleines Gefäß voll Tränen, die ein Mensch um das Weib geweint haben würde. Dieses besaß einen kleinen irdenen Krug, darinnen die Tränen der Mutter sich angesammelt hatten, die sie um die Tochter in schlaflosen Stunden der Nacht geweint, denn ihr ward bange um sie, die nur noch von leidenschaftlichen Wünschen erfüllt ward, wie eine Wahnwitzige.

Auf schlanken Pfeilern ruhte gar bald in hohem Bogen, weiß und schmal, die Brücke und in ihrer Mitte war sie am schmälsten und höchsten. Kaum erblicken sich Mann und Weib, so eilten sie einander entgegen mit ausgebreiteten Armen. Sie hatten aber kaum die ersten Bogen hinter sich, als auch schon das Mittelstück, mit Krachen in die Tiefe stürzend, verschwand. Beide konnten sich eben noch jedes auf seine Seite retten, als auch die übrigen Pfeiler in sich zusammensanken.

Nun hörte bald darauf der Mann von einem Zauberer, der imstande sein würde, eine neue Brücke zu bauen, ohne mehr zu verlangen als ein Gefäß voll Blut, das geflossen im Zweikampf mit einem Mann, der dasselbe Weib für sich begehrte. Der war ein Hirte und hütete seine Herde nicht fern. Es kam zum bösen Wortgefecht zwischen den beiden Männern und da der Jäger der Stärkere war, unterlag der Hirte und blutete aus tiefen Wunden. Da war es nicht schwer, das Blut für den Zauberer zu gewinnen.

Bald wölbte sich die neue Brücke wie im Triumphe und glänzte weithin in der Sonne, war sie doch aus spiegelglattem Glase gebaut. Mann und Weib stürzten einander abermals entgegen mit verlangenden Armen, doch klirrend zerfiel der starke Bau, noch ehe sie wenige Schritte gemacht, und er versank zu einem Nichts bis an wenig Reste, die wie spitze Dolche in die Luft ragten.

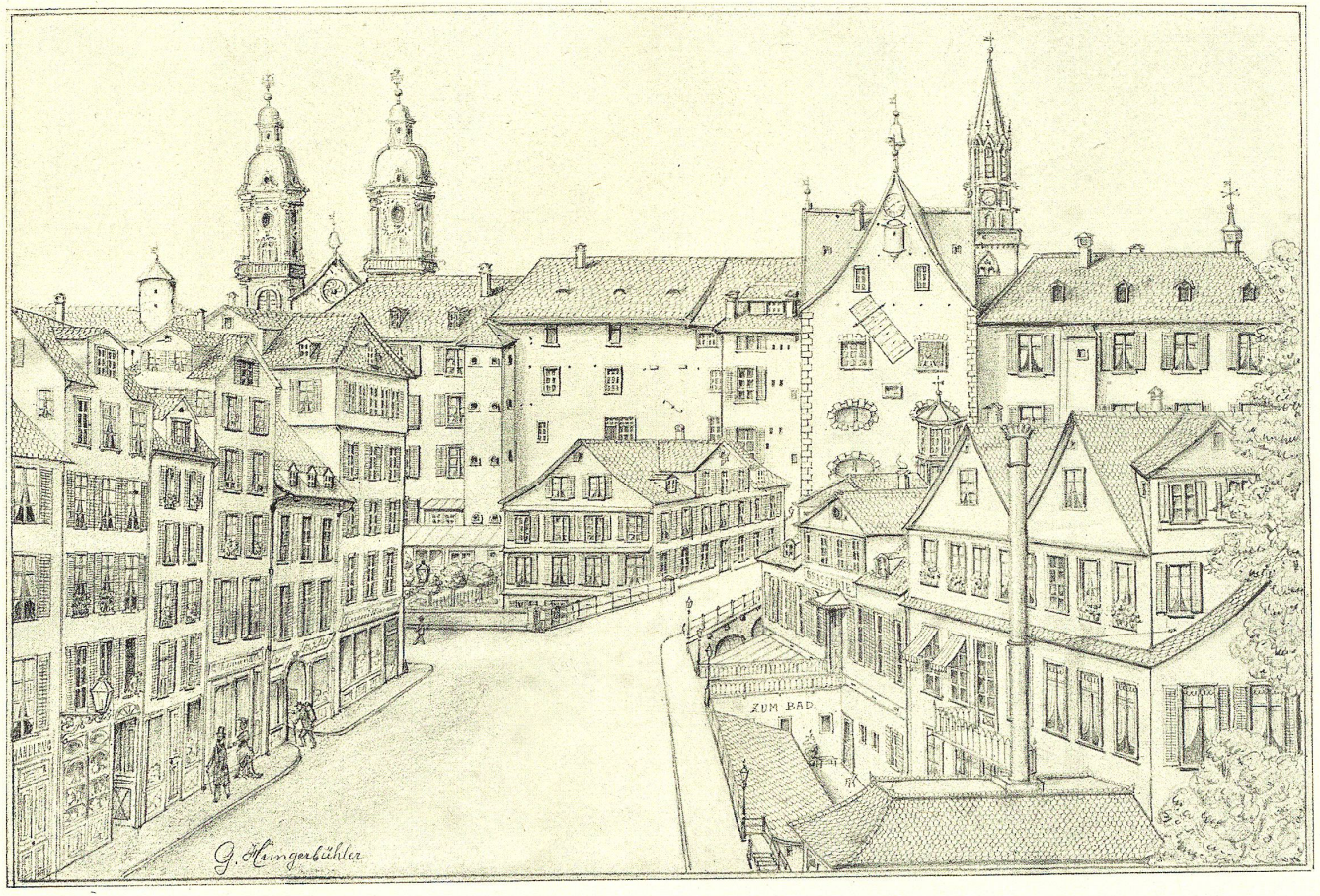
Ein Kind hatte dies von weitem gesehen. Wohl wußte es nichts von der Glut der Leidenschaft, doch sah es, daß die beiden Unglückseligen trauerten und tobten. In der Unschuld seines Herzens wünschte es vom Himmel eine Brücke und erflehte sie für die beiden Menschen aus tiefstem Herzen.

Und siehe! am frühen Morgen war ein Wunder geschehen! Ein Sturm hatte nachts riesige Tannenbäume her- und hinübergelegt, daß die grause Tiefe überbrückt war. Mit der Unerschrockenheit des Ahnungslosen, den Gefahren gegenüber, ging das Kind als erstes hinüber. Bis zur Mitte gelangte es sicher, und da sahen es Mann und Weib gleichzeitig. Mit Schrecken stürmten sie einander entgegen, in Angst und Sorge um das Leben des Kindes, das ihnen entgegenjauchzte und über dem Abgrund schwebte, als besäße es im Augenblick des Sturzes eines Engels Flügel. Gleichzeitig griffen Mann und Weib nach dem Kinde und trugen es hinüber auf die Seite des Weibes, von wo das Kind gekommen war. Und Schreck und Angst lebten noch lange in ihnen nach, so daß sie sich setzen mußten. Das

Frühling.

Sommer.

Nach photographischen Aufnahmen von *Ph. & E. Linck,* Zürich.



Die Speiservorstadt in St. Gallen.

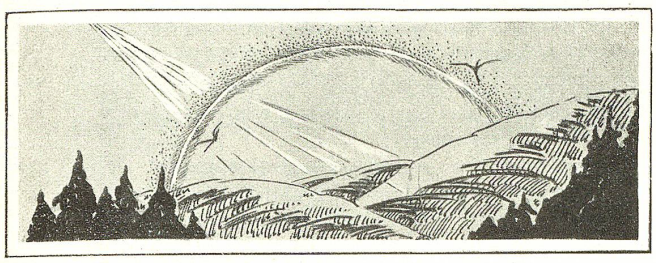
Nach einer Bleistiftzeichnung von *G. Hungerbühler* (seit langem Kaufmann in London), am Bettag 1867.

Kind aber ruhte in den Armen der Frau und lächelte sie an mit seinen reinen Augen.

Über seinen Lockenkopf hinweg sahen sich die Beiden an und in ihrem Blick lag stummes Echo eines Vergangenen, ein Erinnern an die Rücksichtslosigkeit der Leidenschaft und eine tiefe Erkenntnis war's: Wir haben den ersten Schritt zur Liebe gemacht — heute erst! Wollen wir mit dem Kinde in der Mitte diese neue Liebe kennen lernen?

Sie nickten einander zu.

Und das neue Wollen bekräftigten sie damit, daß der Mann ein Beil nahm und daran ging, die vom Himmel begonnene Brücke zu vollenden, während die Frau ihren Spinnrocken nahm, an dem der Faden längst abgerissen war. Sie knüpfte ihn neu, während das Kind selig eingeschlafen war.



Wie der Regenbogen ward.

Die junge Tochter eines strengen und finstern Mannes, dessen Reichtümer sich angehäuft hatten, sehnte sich nach Arbeit und Inhalt der Tage. Aber der Vater, fürstlich angetan und wohlgenährt in der Tiefe seines Armsessels, herrschte sie an: „Es schickt sich nicht für die Tochter eines Mannes, dessen Gold hinreichte, dreimal das ganze Land zu kaufen, Mägdearbeit zu tun oder ihr Denken anzustrengen, gleich den armen Lehrköpfen."

Das Mägdlein verbarg ihren Spinnrocken und die schweinsledernen Bücher hinter den Falten der Vorhänge ihres stillen Gemaches und spann und las im Verborgenen, beim Schein der Öllampe oder im Dämmerlicht, bis ihre Wangen glühten und die Augen schmerzten.

Doch das Gespinnst ward länger und länger, so daß es sich nimmer unter den seidenen Kopfkissen des Ruhebettes verbergen ließ, und aus den klugen Augen des Mägdleins schaute allerlei Neues, das aus den Büchern in sie gekommen.

Das Gesponnene aber war ein seltsam goldener Faden, der in der Sonne Farben sprühte und nicht selten hingen Tränen daran, währenddem das Mägdlein spann, und ein Leuchten ging darüber, daß das ganze Zimmer davon erfüllt schien.

Es war die Zeit, da des Mägdleins Geburtstagsfest mit Posaunen, Wein und Tanz im großen Saale gefeiert werden sollte, wozu alle Damen in Schnabelschuhen und Schleppkleid und alle Herren in sammtnem Wams und steifer Halskrause geladen waren.

Das Mägdlein hatte mittlerweile längst nimmer gewußt, wohin mit dem unendlich langen, feinen Goldfaden, der Arbeit ihrer geschickten und emsigen Fingerchen. Heimlich war es darum mit ihm samt dem Spinnrocken in den Wald hinausgelaufen, wo es ohne Scheu seine Weisen singen und weiter spinnen durfte nach Herzenslust, so daß selbst die Rehlein furchtlos sich in der Nähe traulich lagerten.

Doch nun mußte Goldfürsts Töchterlein tanzen und tanzen, eine ganze lange Nacht hindurch und von einem Arm in den andern fliegen, daß es atemlos und blaß ward, wie ein loses Blättlein im Winde. Die Blumen in den hohen Vasen im Saale zitterten ob der Bewegung der Tanzenden und die vielen Lichter an den Kronleuchtern flackerten hin und her wie ein ängstlicher Chor von Seelen.

Als die Musikanten am lautesten fiedelten, posaunten und bliesen, und der Wein am feurigsten das Blut durch die Adern jagte, kam es unversehens zu einem bösen Wortgefecht unter den Herren mit den steifen Halskrausen. Ein silberner Pokal sauste durch die Luft und verfehlte im Wurf sein Ziel, daß er an die Stirn des Mägdleins schlug und ein warmroter Strahl sein blumig Kleid besudelte. Doch niemand fand Zeit, es gewahr zu werden, denn allsogleich hatte es den Saal verlassen und war in Nacht und Dunkelheit verschwunden.

Das Mägdlein lief und lief trotz Angst und Finsternis in seiner Not in den Wald hinein, legte sich totwund in's Moos und dachte an das kleine Lied, das es hier spinnend oft gesungen:

Meine seid'nen Schuh
Sind mir vom Tanz
Und böser Luft
Verdorben!

Oh wär' mein Herz,
Das selig schlief,
Im tiefen Wald
Gestorben!

Nun begann es zu regnen, die ganze Nacht hindurch und der kühle Regen wusch und wusch das warme Blut von der Stirne des schlafenden Mägdleins.

Der erste Morgensonnenstrahl aber vermochte nicht seine geschlossenen Augen dem Lichte zu öffnen, wenn auch sein Mund ein ganz klein wenig sieghaft lächelte. — —

Zwei Lerchen aber stiegen geradewegs hoch in des Himmels blaue Wölbung hinein und trugen den schimmernden Faden von des Mägdleins Spinnrocken in weitem Bogen über Tal und Hügel und sangen ihr Morgenlied. — So ward der sanfte schöne Regenbogen. Er ist aus Tränen und Sehnsucht, Gold und Sonne gesponnen, und wer es noch nicht weiß und schauet ihn an, der kann es doch leise ahnen, denn noch hängen tausend Regentropfen an den Halmen, während die Lerchen in die Sonne jubeln, in die leuchtende Sonne, und er, der Regenbogen, ist ihr Siegestor, durch das sie kommt!

Lautenspieler Scherenschnitt von Irma Frischknecht-Schreiber.

Wer ohne Leid, der ist auch ohne Liebe,
Wer ohne Reu, der ist auch ohne Treu,
Und dem nur wird die Sonne wolkenfrei,
Der aus dem Dunkel ringt mit heißem Triebe.

Gottfried Keller.